

Naturheilpraxis

mit Naturmedizin

<http://www.naturheilpraxis.de>

Fachzeitschrift für Naturheilkunde,

Erfahrungsheilkunde

und biologische Heilverfahren



2/2009

Phytotherapie



Pflaum Verlag GmbH & Co. KG
Postfach 19 07 37 · 80607 München



-gepr

► Phytotherapie

139	Stärkung des Immunsystems bei mikrobieller Belastung <i>von Peter Germann</i>
146	Vergessene Heilpflanzen in der Geschichte mikrobieller Erkrankungen <i>von Brigitta Neubert und Martin Wieneke</i>
154	„Bitter im Mund – dem Menschen gesund“ <i>von Uwe Schlutt</i>
162	Chronische Infektanfälligkeit Ursachen und Therapiemöglichkeiten <i>von Anita Kracke</i>
171	Grüner Tee: mehr als Genuss? <i>von Heike Lück-Knobloch</i>
176	Infektionen in der Frauenheilkunde: Vaginalökologie <i>von Dorothee Struck</i>
179	Symbioselenkung mit pflanzlichen Urtinkturen Immuntherapie über den Darm <i>von Anne Lohmann</i>
185	Pflanzen heilen anders <i>von Falk Fischer</i>
190	Die Pflanzen des Jahres 2009 <i>von Bernd Hertling</i>
194	Komplexphytotherapie Synergieeffekte nutzen, Medikamentenkosten senken, therapeutische Wirkungen verstärken <i>von Margret Rupprecht</i>

► Fachforum

245	Ein neuer, optimierter BFD-Regulationstest <i>von Matthias Cröbmann</i>
250	Exemplarische Bian-Zheng-Analyse von chinesischen Arzneimitteln <i>von Gaetano Cammilleri</i>

► Homöosiniatrie IV

210	Injektionsakupunktur bei funktionellen und entzündlichen Erkrankungen der Verdauungsorgane <i>von Margret Rupprecht</i>
-----	---

► Blätter für klassische Homöopathie

213	Der Mensch aus Sicht der Homöopathie: Hahnemanns teleologisches Menschenbild und seine Implikationen <i>von Josef M. Schmidt</i>
222	DGKH-Nachrichten/BKHD-Mitglieder

► Industrie und Forschung

- 230 Studien, Berichte und Nachrichten – u.a.:
Ubiquinol – die reduzierte Form von Coenzym Q10
-

► Arbeitskreis für Augendiagnose

- 197 Bericht von der 26. Fortbildung in Augendiagnose
von *Petra Kropf*
-

► AG für Klassische Akupunktur und TCM

- 201 TCM-Kongress Rothenburg 2009:
Kinderwunschbehandlung
von *Andreas Noll*
-
- 207 Nach Yin, Yang und den Fünf Wandlungsphasen:
Die Finanz- und Wirtschaftskrise ab 2008
von *Ulrich Neumann*
-
- 208 Yi Lun
-
- 209 „Chinesische Medizin in der Onkologie“ von Li Peiwen
Rezension von *Cynthia Roosen*
-

► HPA-Extrablatt

- 223 Zur Rechtsgeschichte der Heilpraktikerschaft
Teil 26: „Richtlinie für die Vergabe von Qualitätsnachweisen von
Diagnose- und Therapieverfahren“ 1999 von *Karl F. Liebau*
-

► Veranstaltungen

- 263 Kongresse, Seminare, Termine
-

► Rubriken

- Vermischtes – u.a.:
- 235 Leserbriefe/Bücher
- 239 26. Deutscher Heilpraktikertag
- 240 Stress von *Bärbel Tschech*
- 243 Ohnsorg setzt Angstlöser Pascoflair® in Szene
- 255 Phytotherapie in Japan von *Peter Germann*
- 258 *Uncaria tomentosa* (Willd.) DC von *Heike Lück-Knobloch*
- 262 F.M. Alexander-Technik G.L.A.T. e.V.
- 260 Online-Tipp
- 281 Impressum
- 282 Inserentenverzeichnis
-

► Politik 2/2009

- 225 Heilpraktiker muss auf notwendige ärztliche Behandlung hinwirken
-

Titelseite: Bearbeitung: Andrea Kula, Foto: Alcea

Der Mensch aus Sicht der Homöopathie: Hahnemanns teleologisches Menschenbild und seine Implikationen*

von Josef M. Schmidt

Zusammenfassung

Ausgehend von Überlegungen grundsätzlicher Art zur Anthropologie in der Medizin wird das Menschenbild der modernen, naturwissenschaftlich orientierten Medizin historisch auf seine Wurzeln zurückverfolgt und ihm das der Homöopathie gegenübergestellt. Anhand von Hahnemanns Begriff vom Menschen werden die Eigenarten und Unterschiede der beiden konträren Ansätze verdeutlicht sowie ihr Status innerhalb der Heilkunde bestimmt. Während ein strenger Wissenschaftspositivismus das daraus resultierende Bild vom Menschen prinzipiell reduziert, ermöglichen teleologisches Denken und kognitive Bescheidenheit im Sinne Hahnemanns eine phänomenologische Anerkennung des Menschen in all seinen Dimensionen.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags an der Katholischen Akademie der Erzdiözese Bamberg – anlässlich des Studientags „Menschenbild und Medizin“ am 06.05.2006 im C.-Pirckheimer-Haus in Nürnberg

Das Menschenbild der Homöopathie ist ein Thema, das sich von den verschiedensten Seiten beleuchten lässt: medizinhistorisch, philosophisch, theologisch, psychologisch, soziologisch usw. Dementsprechend ist hier kein allen Aspekten gerecht werdendes Urteil zu erwarten. Es soll aber eine Annäherung – von einem ausgewählten Gesichtspunkt aus – versucht werden.

Aus der Perspektive des heutigen modernen Bewusstseins ist es schwer, sich das Menschenbild Samuel Hahnemanns, der vor rund 200 Jahren lebte, zu vergegenwärtigen. Dazu müssen erst Verständnisschwierigkeiten grundsätzlicher Art erkannt und überwunden werden, die sonst – wenn sie unbedacht bleiben – eine angemessene Rezeption erschweren oder verhindern. Im Folgenden soll vor allem die philosophische Dimension des prinzipiellen Unterschieds zwischen dem Menschenbild Hahnemanns und dem der modernen naturwissenschaftlichen Medizin herausgearbeitet werden.

Der Gedankengang ist in sieben Punkte gegliedert. Nach einigen Vorbemerkungen zur Anthropologie in der Medizin wird das naturwissenschaftliche Menschenbild, dann

das der Homöopathie und das von Hahnemann dargestellt. Sodann werden seine Bedeutung für die Homöopathie und einige sich daraus ergebende wissenschaftstheoretische Aspekte erörtert. Abschließend wird versucht, ein vorläufiges Resümee zu ziehen.

1. Vorbemerkungen zur Anthropologie in der Medizin

Die Frage nach der Natur des Menschen bzw. nach dem Wesen des Menschen erscheint zunächst als eine von vielen Fragen, die sich der Mensch im Laufe seines Lebens stellt. Und doch ist es eine Frage ganz eigener Art, insofern sie nämlich – im Unterschied zu Fragen nach äußeren Gegenständen unseres Lebens – den fragenden Menschen selbst betrifft, ihn selbst in Frage stellt. Im Gegensatz zu den alltäglichen Fragen nach bestimmten Dingen, Daten und Informationen, die sich anscheinend objektiv beantworten lassen, kann bei der Rückbezüglichkeit der Frage nach dem Menschen auf den Fragenden selbst

keine einfache und eindeutige Antwort erwartet werden. Denn um den Menschen in seinem Wesen objektiv wahrnehmen, feststellen und definieren zu können, müsste man sich selbst ja auf einem neutralen Standpunkt außerhalb des hier thematisierten Menschseins befinden. Gerade die Möglichkeit, nach seinem eigenen Wesen fragen zu können, ist aber bereits ein wesentliches Moment der Natur des Menschen, sodass auch umgekehrt nur der Mensch selbst die Frage nach seinem eigenen Wesen stellen kann.

Die Aufhellung dieses hermeneutischen Zirkels hat nun nicht nur das negative Ergebnis, dass wir sozusagen alle Hoffnung auf eine endgültige gegenständliche Antwort auf die Frage nach der Natur des Menschen fahren lassen müssen. Indem nämlich die unaufhebbare Selbstbezüglichkeit der Frage gerade dem Menschen als Subjekt eine besondere Bedeutung verleiht, hat die Vergegenwärtigung dieses Zusammenhangs auch eine positive Konsequenz. Nur dadurch nämlich, dass die Antwort nicht von vornherein und ein für allemal feststeht, hat der Mensch selbst eben die Möglichkeit, am Entwurf seines eigenen Menschenbildes mitzuwirken. So wie er sich selbst verstehen will, so kann er sich selbst sehen (und entsprechend entwickeln), und so erscheint er sich dann auch. Erst in dieser prinzipiellen Offenheit im Hinblick auf das eigene Selbstverständnis kann sich überhaupt menschliche Freiheit verwirklichen.

Je nachdem, welches Bild vom Menschen wir uns also machen, erleben und erfahren wir uns selbst auf unterschiedliche Weise. Je nachdem, welche Aspekte am Menschen wir besonders hervorheben und welche wir ausblenden, wird sich unsere Wahrnehmungsfähigkeit dafür entweder schärfen oder aber vermindern. Je nach der Konzeption des Menschen in bestimmten Welt- bzw. Menschenbildern werden schließlich die von dieser Sichtweise hell beleuchteten Stellen und die jeweils blinden Flecke unterschiedlich auf die Wesensmerkmale des Menschen verteilt sein.

Unmittelbar praktische Auswirkungen haben Menschenbilder auf jede Form des konkreten Umgangs mit Menschen, von der Erziehung und Ausbildung bis zur Rechtsprechung und zur medizinischen Behandlung von Kranken. Gerade in der medizinischen Praxis werden Menschen ja

stets gemäß einem bestimmten Heilsystem behandelt, dem selbst wiederum eine bestimmte Konzeption des Menschen und dessen, was an ihm als wesentlich zu erachten ist, zugrunde liegt. Dementsprechend werden von der Vielzahl überhaupt wahrnehmbarer Symptome an einem Patienten immer nur diejenigen praktisch erfasst und zur Diagnosestellung sowie zur Therapiefestlegung verwertet, die in einem konzeptuellen Zusammenhang zum jeweils zugrunde gelegten Heilsystem stehen und innerhalb desselben wichtig erscheinen. Je nach angelegtem Begriffsraaster wird sich das Interesse des Arztes bei ein und demselben Patienten also z.B. mehr auf bestimmte Laborparameter (wie in der naturwissenschaftlich orientierten Schulmedizin), mehr auf dessen chinesische Pulsqualitäten (wie in der traditionellen chinesischen Medizin), mehr auf charakteristische Nahrungsmittelmodalitäten (wie in der Homöopathie) oder mehr auf einschneidende Erlebnisse in seiner Kindheit (wie in der Psychotherapie) richten.

2. Das naturwissenschaftliche Menschenbild

Das Menschenbild, das heute an den medizinischen Fakultäten der ganzen Welt dominiert, ist weder selbstverständlich noch übermäßig alt. Es beruht auf einer Sichtweise, die sich erstmals programmatisch in der sogenannten wissenschaftlichen Revolution im 17. Jahrhundert artikuliert, im 18. Jahrhundert allmählich in breiteren Gesellschaftsschichten Einzug hielt und schließlich im 19. Jahrhundert im größeren Stile in die Medizin eindrang und seitdem deren Wesen maßgeblich bestimmt. Konstitutionsmerkmal der modernen Naturwissenschaft und damit der modernen, naturwissenschaftlich orientierten Medizin ist seitdem die methodische Beschränkung auf allein durch Experiment und Erfahrung induktiv zu gewinnende Erkenntnisse aus dem Bereich messbarer physikalisch-chemischer Vorgänge.

Der Hintergrund dieses Neuansatzes in der Naturforschung im 17. Jahrhundert war allerdings keineswegs die Einsicht gewesen, dass das bisher erlangte Wissen falsch war, sondern lediglich, dass es sich als untauglich zu dem nunmehr erwachenden Interesse weiter Teile des aufstrebenden Bürger-

tums an sicherer Naturbeherrschung erwies. „Tantum possumus, quantum scimus“ (wir vermögen so viel, wie wir wissen): mit diesem Satz fasste Tommaso Campanella die Lehre von Francis Bacon (1561–1626) zusammen, wobei Wissen jetzt so verstanden wurde, wie es Thomas Hobbes (1588–1679) in seinem Leviathan 1651 definierte: Wissen, was ein Ding ist, heißt „wissen, was man damit anstellen kann, wenn man es hat“ (to know what we can do with it when we have it). Demgegenüber bestand der antike und mittelalterliche Begriff von Wissen gerade in der Kenntnis dessen, was ein Ding von sich selbst her ist und will, wenn der Mensch eben nicht eingreift (christlich gesprochen: welche Absicht der Schöpfer mit der Erschaffung dieser Pflanze, dieses Tiers usw. hatte) – ein Wissen, das dem Zweck des Manipulierens an diesem Ding nicht nur nicht förderlich, sondern meist eher abträglich ist.

Die zunehmende Einbeziehung der naturwissenschaftlichen Disziplinen – vor allem der Chemie und der Physik – auch in die medizinische Forschung ab dem 19. Jahrhundert bedeutete nun einerseits einen raschen Zuwachs sowohl an theoretischer Erkenntnissen als auch an praktischen Eingriffsmöglichkeiten in die chemisch-physikalischen Abläufe innerhalb des menschlichen Organismus. Zum anderen machte sich aber bald auch die Verengung des Menschenbildes bemerkbar, die sich zwangsläufig daraus ergab, dass naturwissenschaftlich erfassbar eben nur die Eigenschaften und Zusammenhänge am Menschen waren, die sich quantifizieren, reproduzieren und gesetzmäßig beschreiben ließen. Der Mensch wurde zur Maschine, zum „l'homme machine“ (wie bereits de Lametrie sein 1748 erschienenes Buch betitelt hat), und ist es im Prinzip bis heute geblieben. Die Spezialisierung der medizinischen Fachdisziplinen vom Augenarzt, Hals-Nasen-Ohren-Arzt und Hautarzt bis zum Nervenarzt bezeugen dies nicht weniger als der Versuch der Institutionalisierung einer Psychosomatik, die die Wechselwirkung zwischen Psyche und körperlicher Maschine thematisieren soll und dazu aber gerade die Trennung beider Bereiche als Voraussetzung der eigenen Existenzberechtigung anerkennen und damit festschreiben muss. Die naturwissenschaftliche Vergegenständlichung des Menschen beschränkt sich aber

nicht nur auf das Gebiet der modernen Medizin. Zum Welt- bzw. Menschenbild wird diese reduktionistische Sichtweise ja erst dadurch, dass sie auch andere Bereiche des Lebens, vorzüglich aber die Antworten auf letzte Fragen des Menschen nach seiner Stellung innerhalb der Welt als Ganzer betrifft. So ist nach dem heutigen „aufgeklärten“ naturwissenschaftlichen Weltbild der Mensch samt seiner Umwelt eben das zufällige Resultat einer langen Naturgeschichte, die angeblich mit einem großen Knall (Big Bang) vor 13,7 Milliarden Jahren begann und über die Entstehung von Sternen und Planeten, der sogenannten „Ur-suppe“, bestimmter Aminosäuren und Hyperzyklen zu den ersten Lebewesen und schließlich aufgrund von Mutation und Selektion bis zum Menschen einschließlich seiner gesamten Kulturleistungen verlief. Ob es sich dabei um geistige, künstlerische, karitative oder religiöse Leistungen des Menschen handelt – nach der Lehre der Soziobiologie, die dieses Weltbild naturwissenschaftlich zu untermauern versucht, ist alles auf natürliche, sprich kausalmechanische Weise aus Materie und Spielregeln entstanden und so auch erklärbar. Dementsprechend betrachtet der Soziobiologe und Oxford-Professor Richard Dawkins in seinem Buch „Das egoistische Gen“ (The selfish gene, 1976) beispielsweise „eine Mutter als eine Maschine, die so programmiert ist, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tut, um Kopien der in ihr enthaltenen Gene zu vererben“. Der Begriff „Gott“ ist für ihn lediglich ein sogenanntes „Mem“, das heißt ein an sich sinnloses Lautgebilde, das menschliche Gehirne allerdings wie ein Virus befallen kann und sich wegen des Überlebensvorteils, den es

den davon infizierten Menschen bringt, immer weiter verbreitet. Während das soeben skizzierte naturwissenschaftliche Menschenbild in der modernen Medizin – zum Glück – meist von hippokratisch-ethischen und karitativen Ansprüchen mitfühlender Therapeuten und Pflegekräfte überlagert wird und wenn, dann nur verdeckt zu Tage tritt, zeigt es sich in der Soziobiologie in aller Deutlichkeit und Konsequenz. Es ist das Resultat einer seit wenigen Jahrhunderten zu bestimmten Zwecken methodisch vorgenommenen und dazu vielfach bewährten Reduktion des naturwissenschaftlichen Erfahrungshorizontes auf Quantifizierbarkeit, Reproduzierbarkeit und Gesetzmäßigkeit. So sinnvoll diese methodische Beschränkung sein kann, wenn es darum geht, Brücken oder Flugzeuge zu bauen oder Angriffspunkte für die technische Manipulation eines Naturgeschehens ausfindig zu machen, so aussichtslos muss andererseits aber auch der Versuch sein, von diesem absichtlich beschränkten Horizont aus das ursprüngliche Phänomen, von dem man ja gerade abstrahiert hat, zu rekonstruieren. Wenn der Mensch als Ganzer, wie er sich in seiner Lebenswelt erfährt und begreift, mit den Kategorien der strengen Naturwissenschaft nicht adäquat erfasst werden kann, folgt daraus eben nicht notwendig, dass etwa Schönheit, Kunst, Liebe, Religion usw. reine Illusionen bzw. nur Epiphänomene der „eigentlichen“ Realität, nämlich naturwissenschaftlich erklärbarer Erregungs-Zustände zerebraler Neuronen sind. Nach der Aufdeckung des logischen Undings, von einem Teilbereich aus das Ganze erklären zu wollen, wird vielmehr offenkundig, dass die Prinzipien und die Methodik der Natur-

wissenschaft grundsätzlich ungeeignet sind, das Wesen des Menschen als Ganzen auch nur annähernd in den Blick zu bekommen.

Das naturwissenschaftliche Menschenbild, auf dem unter anderem unsere moderne Medizin beruht, vermag dem Menschen als solchen (in seiner Fülle und Mehrdimensionalität) nicht gerecht zu werden.

3. Das Menschenbild der Homöopathie

Auf der Suche nach Alternativen zum reduktionistischen Menschenbild der modernen Medizin fällt unter den sogenannten „komplementären und alternativen Heilmethoden“ (CAM) vor allem die Homöopathie auf, weil hier der Mensch in seiner Krankheit in einer phänomenologischen Fülle erfasst und anerkannt wird, die sonst in der Wissenschaft üblicherweise nicht anzutreffen ist. Apologeten wie Kritiker der Homöopathie heben gleichermaßen hervor, dass eine homöopathische Anamnese praktisch alle nur irgendwie verbalisierbaren Bereiche und Dimensionen des Menschen abdeckt. So wird beim Erstgespräch mit dem Patienten nicht nur nach aktuellen körperlichen Beschwerden gefragt, sondern auch nach konstitutionellen Eigenheiten, wie etwa Verlangen oder Abneigung gegenüber bestimmten Speisen, Wetterfähigkeit, bevorzugte Schlaflage usw. Mindestens ebenso wichtig genommen werden aber auch Geistes- und Gemüts-symptome, die von genau zu bestimmen den Ängsten über Wesenszüge wie Pedanterie oder die Neigung zu Eifersucht usw. bis zur manifesten Depression reichen kön-

nen. Selbst religiöse Erregungszustände werden ebenso wie etwa die Neigung zum Fluchen oder ähnliches in den zu erhebenden Symptomen-Inbegriff aufgenommen. Hinzu kommen noch vom Arzt selbst beobachtete Eigenschaften des Patienten wie z. B. Verdrießlichkeit, Ängstlichkeit, Gelassenheit oder die Lautstärke seiner Stimme, sein Hörvermögen usw. sowie spezielle Erkundigungen – ggf. auch bei Angehörigen – zu eher peinlichen Bereichen wie Selbstmordversuche, Misshandlungen, Geschlechtskrankheiten usw., sodass in einer homöopathischen Anamnese praktisch alle in einem persönlichen Gespräch erfassbaren Dimensionen des Menschen angesprochen werden.

Die Kritiker der Homöopathie sehen in dieser eingehenden Befragung der Patienten bis in ihren persönlichsten und intimsten Bereich bereits den ganzen Grund für die therapeutischen Erfolge homöopathischer Ärzte. Dadurch, dass sich der einzelne Patient in seinem innersten Wesen angenommen und ernst genommen fühlt, könne sich in ihm eine Art innerer Wandlung vollziehen: Der bis dahin gestörte (oder blockierte) Gesundungsprozess könne seinen geordneten Verlauf wieder aufnehmen und die Beschwerden nach und nach auslöschen. Dass der Homöopath seinen Patienten auch Arzneimittel, meist in Form von kleinen Globuli (Durchmesser ca. 1 mm), verordnet, wäre nach dieser Interpretation lediglich eine Art magischer Unterstützung dieses Prozesses im Sinne einer Placebotherapie. Die Apologeten der Homöopathie verweisen demgegenüber auf ihre Erfolge auch bei Kleinkindern, bei Tieren, bei Pflanzen und bei Bewusstlosen, wo das Gefühl des Angenommenwerdens gegenüber der tatsächlichen Einnahme eines Medikaments zu vernachlässigen sei. Außerdem sei es eine wiederholte verblüffende Erfahrung, dass trotz einer eingehenden Anamnese bei der Verordnung eines falschen Mittels keine Besserung eintrete, bis nach etlichen weiteren Gesprächen das schließlich doch gefundene richtige Mittel die Heilung bewirke.

Wie auch immer die durch Homöopathen erreichten Heilungen selbst chronischer Krankheiten interpretiert werden mögen, Tatsache ist, dass dieser Heilmethode ein Menschenbild zugrunde liegt, das sich vom vorhin beschriebenen naturwissenschaftlichen fundamental unterscheidet. Wie

konnte aber ein so ausdrücklich nicht-reduktionistisches, phänomenologisches Menschenverständnis, das den Menschen in seiner körperlich-seelisch-geistigen Einheit und Ganzheit anerkennt, nicht nur zur Grundlage eines eigenen Heilsystems werden, sondern sich sogar bis heute in der Therapie halten, obwohl doch seit fast zwei Jahrhunderten der Einfluss der Naturwissenschaften samt ihrem materialistischen Weltbild vor allem im Bereich der Medizin stetig zugenommen hat?

4. Das Menschenbild Samuel Hahnemanns

Historisch betrachtet gibt es die Homöopathie seit etwa 200 Jahren. 1790 machte ihr Begründer Samuel Hahnemann (1755–1843) seinen Selbstversuch mit Chinarinde, 1796 veröffentlichte er erstmals sein neues Heilprinzip „Similia similibus“, 1805 erschien das erste Lehrbuch der neuen Heilmethode, 1807 führte er den Begriff „homöopathisch“ ein, und 1810 erschien sein Hauptwerk „Organon der rationellen Heilkunde“. Da die Homöopathie in ihren Prinzipien und ihrer Methodik das Werk eines einzelnen Mannes ist, soll hier sein persönliches Menschenbild kurz beleuchtet werden – anhand einer Paraphrase einschlägiger Zitate aus seinen Schriften.

Hahnemann, Absolvent der Fürstenschule St. Afra in Meißen (aus der u. a. auch Gellert und Lessing hervorgingen) und der Universität Erlangen (wo er 1779 promovierte) sowie Mitglied zweier Freimaurerlogen (in Hermannstadt und in Leipzig), war in seinen frühen Schriften noch ganz geprägt von der rationalistischen Aufklärungsphilosophie seiner Zeit.

Was sein Bild vom Menschen betrifft, so konstatiert er zunächst zwar dessen körperliche Hilflosigkeit und Instinktlosigkeit im Vergleich zum Tier, bestimmt ihn andererseits aber auch als „Herrn über die Lebewesen“ und „edelstes aller erschaffenen Wesen“. Wie die ganze Schöpfung streben auch die Menschen natürlicherweise nach Genuss und „Glückseligkeit“, wobei nur der Mensch das rechte Maß auch übersteigen kann. Jeder einzelne hat hier seine ihm „angewiesene“ individuelle Grenze zu finden und seine Lebensordnung danach einzurichten. „Die Befriedigung unserer tierischen Bedürfnisse“ hat dabei „keine andere

Absicht, als unser Leben, unsere Gesundheit, unser Geschlecht zu erhalten“. Das „größte der körperlichen Güter“ ist die „Gesundheit“, die durch keinen Reichtum zu ersetzen und deren Erhaltung und Wiederherstellung die „wichtigste Angelegenheit des Menschen“ ist.

Hinsichtlich der künstlerischen und geistigen Fähigkeiten hebt Hahnemann besonders die Erfindungskraft des Menschen hervor und nennt das Brotbacken, den Blitzableiter, Maschinen und Schiffe als Beispiele. Industrie ist in diesem Sinne für Hahnemann „der Stolz der glücklichsten Nationen“. Dass der Mensch einen endlichen Verstand hat und nur gemäß seinen Sinneswahrnehmungen erkennen kann, hat zur Folge, dass er auf diese Weise auch irren kann. Der „Unkenntnis“ und der „Kurzsichtigkeit“ des „Pöbels“ setzt Hahnemann allerdings das Ideal der Weisheit sowie die Ausbildung und „Veredelung des Geistes“ entgegen. Nur durch diesen kann sich der Mensch Vorurteilen entledigen und seine Bestimmung als „ein nach zureichenden Gründen handelndes Wesen“ verwirklichen. Als Richtschnur sollte sich sein Handeln stets nur am Guten (bzw. am „Besten“) orientieren. Seinen Geist bekam der Mensch „von oben eingehaucht“. Er wird daher auch als „Hauch der Gottheit“ bzw. „Funken der Gottheit“ bezeichnet. Dementsprechend sollte der Mensch versuchen, sich „auf der Leiter beseligender Empfindungen, menschenveredelnder Tätigkeiten und weltendurchschauender Kenntnisse“ „dem großen Urgeist zu nähern“.

Höchste „Zufriedenheit“ erlangt der Mensch jedoch nicht durch Weisheit allein, sondern vor allem durch „Menschenliebe“, „Menschenbeglückung“ und „Wohltun“. Zu erkennen, wie viele „Wohltaten Gottes“ wiederum uns Menschen bereits zuteil geworden sind, setzt bereits ein gewisses Maß an Weisheit voraus. Der Sinn einer vernünftigen Erziehung besteht demgemäß darin, sowohl Körper als auch Seele und Geist der Kinder auf die „zweckmäßigste Art auszubilden“. Die Bestimmung des Menschen besteht zwar im „reinen dauerhaften Genuß“ des Lebens selbst, doch werden die „Kräfte“ des Menschen immer schon als „zu höheren Absichten geschaffen“ gedacht.

Neben diesen erhabenen Bestimmungen sieht Hahnemann sehr deutlich aber auch die Grenzen des Menschen, in welche dieser aufgrund seiner Endlichkeit unentrinn-

bar verwiesen ist. So würde für ihn das Fassungsvermögen des menschlichen Geistes niemals ausreichen, um etwa all die physischen, klimatischen, psychischen und sonstigen ständig auf uns einwirkenden Einflüsse vollständig und bis ins Kleinste erforschen bzw. überblicken zu können. Ebenso unmöglich ist es nach Hahnemann für den Menschen – wegen der Komplexität der dabei beteiligten Reaktionen –, die dynamische Arzneiwirkung, die aus der Verabreichung eines Gemischs verschieden wirkender Arzneistoffe resultiert, vorauszu- sehen, solange uns dies nicht – wie er sich ausdrückt – ein „Gott“, ein „Orakel“ oder ein „prophetischer Geist“ „offenbaren“ wollte. Über diese eher quantitativen Beschränkungen unseres Geistes hinaus wies Hahnemann auch auf die qualitativen hin. Indem der „irdische Mensch“ „bloß nach Wahrnehmung seiner Sinne erkennen“ kann, ist sein Erkenntnisvermögen auch durch die relative Grobheit der menschlichen Sinnesorgane begrenzt. So müssten uns zur „Erkennung“ der „unzähligen, un-

bekanntes Kräfte und ihrer Gesetze“, die „bei den Verrichtungen der lebenden Organe“ „in Wirkung sein“ mögen und „die wir nicht einmal ahnen“, „unendlich mehr Sinne, als wir haben, und von unendlicher Feinheit verliehen sein“. Da dies nicht der Fall ist, „fehlen uns Sterblichen“ zur vollständigen Erforschung „der inneren Vorgänge im lebenden Organismus“ die hierzu „nötigen festen Punkte“ und „Mittelglieder“, „von deren nächstem man stufenweise zu den übrigen“ „übergehen könnte“, „bis an den innersten Ursprung“, „woran der Menschenschöpfer die Bedingung der Krankheit im Heiligtum jener verborgenen Werkstätte knüpfte“.

Bezogen auf die Heilkunde bedeutet eine derartig bescheidene Einschätzung der Möglichkeiten des menschlichen Erkenntnisvermögens freilich, dass die „innere, erste Ursache der Krankheiten“ „der menschlichen Schwäche“ „ewig verborgen bleiben“ wird. Gleiches gilt allerdings auch für alle naturphilosophischen und ähnlichen Versuche, das innere Wesen der

Krankheit auf spekulativem Wege zu „ergrübeln“. Sobald sich das Denken nämlich über die „fünf Sinne“ erhebt, sind für Hahnemann zum einen der Phantasie und Willkür keine Grenzen mehr gesetzt. Zum anderen wäre eine rein spekulative Theorie, die keinen Bezug zu einer praktischen Therapie hat, wertlos. Analog zum „inneren Wesen“ von Krankheiten vermag der Mensch auch das „heilende Wesen“ von Arzneien weder direkt wahrzunehmen noch durch metaphysische Gedanken zu ergrübeln. Seine Erkenntnismöglichkeit bleibt auch hier stets auf das beschränkt, was sich von den Wirkungen der Arzneien in der Erfahrung ablesen lässt.

Soweit Hahnemanns persönliches Menschenbild, das sich wie ein roter Faden durch seine gesamten Schriften zieht (die ca. 27000 Seiten umfassen). Bedeutsam ist dieses Menschenverständnis insofern, als es nicht nur historisch, sondern auch logisch der Begründung der Homöopathie vorausliegt. Sowohl die erhabenen Begriffe der Bestimmung des Menschen als auch die

deutliche Grenzziehung bezüglich seiner Fähigkeiten und Möglichkeiten waren wesentlich an den Überlegungen beteiligt, die Hahnemann zu seiner Konzeption einer rationalen Heilkunde führten.

5. Die Bedeutung von Hahnemanns Menschenbild für die Homöopathie

Zunächst einmal wäre der enorme Impetus von Hahnemanns Streben nach einer zuverlässigen Arzneimittel-Heilkunde kaum vorstellbar ohne seine hohe Bewertung der „Menschenliebe“ bzw. des „Wohltuns“. Da angesichts der Kostbarkeit der Gesundheit und des Wertes jedes Menschenlebens ärztliches Handeln größte Sicherheit verlangt, mussten als Erstes die Hindernisse der Gewissheit der damaligen Heilkunde beseitigt werden, zumal diese meist von den Ärzten selbst verschuldet waren. Der nun vorgenommenen fundamentalen Kritik der Arzneikunde, die als Ergebnis z. B. den Entschluss zur Selbstbereitung der Arzneimittel, den Verzicht auf die Verwendung von Arzneigemischen, eine genauere Differenzierung der einzelnen Krankheitsfälle, eine Ablehnung von abergläubischen und spekulativen Vorstellungen u.v.a.m. brachte, lag natürlich Hahnemanns Auffassung von den Grenzen des menschlichen Geistes zugrunde.

Hahnemanns beschränkte Anerkennung des naturwissenschaftlichen Ansatzes in der Medizin war ebenfalls durchaus mit eine Konsequenz seines Strebens nach Sicherheit am Krankenbett. Statt dass nun aber eine gelegentliche Anwendung dieser reduktionistischen Sichtweise auch bei den eigenen Patienten Hahnemanns umfassenderes Menschenbild hätte verunsichern oder schmälern können, reduzierte er vielmehr den Geltungsbereich der naturwissenschaftlichen Vergegenständlichung des Menschen auf eben nur solche Krankheiten, die damit adäquat zu erfassen sind. So war für ihn die Entfernung von Gallen- oder Blasensteinen zwar eindeutig ein mechanisches und die Antidotierung bzw. Neutralisierung einer verschluckten Säure durch eine Lauge ein chemisches Problem, doch nichtsdestotrotz hatte solch materialistisches Denken bei den sogenannten „dynamischen Krankheiten“ seine Grenzen. Obwohl der menschliche Geist die „einfach

materiellen Ursachen“ einiger Krankheiten durchaus fassen kann, ist ihm die Erkenntnis der „dynamischen Ursachen“ der unzähligen übrigen Krankheiten prinzipiell verwehrt. Dies ergibt sich sowohl aus der Komplexität der Zusammenhänge, als auch aus der Endlichkeit des menschlichen Geistes, die Hahnemann zeit seines Lebens immer wieder betonte.

Statt also den Affirmationshorizont der Heilkunde generell auf quantifizierbare und reproduzierbare naturwissenschaftliche Fakten einzuschränken, umfasste Hahnemanns Erfahrungsbegriff weiterhin die ganze Fülle lebensweltlicher Erscheinungen. Auf diese Weise konnte er nun unbefangen auch etliche primär mit naturwissenschaftlichen Kategorien nicht erklärbare Phänomene beobachten, wie etwa unerwartet starke Allgemeinreaktionen des Organismus auf kleinste Arzneydosen oder die Selbstheilung erkrankter Organismen sozusagen aus eigener Kraft. Das diese Beobachtungen ermöglichende und leitende Menschenbild Hahnemanns unterschied sich dabei grundsätzlich vom zuvor erwähnten naturwissenschaftlichen. Weder die Einheit und Ganzheit eines Organismus noch die Selbsttätigkeit einer wie auch immer verstandenen Naturheilkraft können ja mit Begriffen der Naturwissenschaft angemessen erfasst werden. Auf dieser Ebene des *teleologischen* Denkens, das kausalmechanische Vorgänge nicht etwa leugnet, sondern lediglich (als regulative Idee) umgreift, konnte Hahnemann – aufgrund weiterer Beobachtungen – schließlich das Simile-Prinzip als der Schlüssel zu einer rationalen Behandlung dynamischer Krankheiten erscheinen. So wie nämlich zwei durch bestimmte Krankheitsreize hervorgerufene ähnliche Krankheiten sich gegenseitig auslöschen und damit heilen können, so sollte dies bei einer gegebenen Krankheit auch absichtlich mit Hilfe einer künstlichen, durch einen gezielten Arzneireiz erzeugten ähnlichen Krankheit zu bewirken sein.

Trotz der von ihm kategorisch bestimmten Grenzen des menschlichen Geistes war es für Hahnemann also gelungen, ein Heilprinzip aufzufinden und zu formulieren, nach dem selbst chronische Krankheiten schnell, sanft, dauerhaft und gewiss geheilt werden konnten. Ganz im Einklang mit seinem Menschenbild war es bei der Behandlung von dynamischen Krankheiten

nach dem Simile-Prinzip für Hahnemann gar nicht nötig, die uns Sterblichen ewig verborgene innere (geistige) Ursache derselben zu erkennen, sondern lediglich, die mit den fünf Sinnen wahrnehmbaren Symptome des Patienten genau zu eruieren. Die Wahrnehmung der Symptome war aber wohlgeordnet nicht an eine vorherige Vergegenständlichung des Menschen als physikalisch-chemischen Komplex oder ähnliches gebunden, sondern konnte durch das im Hintergrund stehende Menschenbild Hahnemanns die ganze Vielfalt der Phänomenologie jedes einzelnen Patienten berücksichtigen. Durch diese prinzipielle Offenheit der Wahrnehmung wurde es sogar möglich, auch höchst individuelle und eigenartige sowie sonst unerklärliche Symptome eines Menschen unvoreingenommen zu registrieren. Da in einer homöopathischen Anamnese zudem eine möglichst vollständige Erfassung der auffallenden Symptome des Patienten angestrebt wird, kommt auf diese Weise seine Ganzheit ebenso wie seine Einheit als Individuum zur Geltung.

6. Das Menschenbild der Homöopathie zwischen Heilkunst und Wissenschaft

Die der Begründung der Homöopathie zugrunde liegende Sichtweise des Menschen mag als solche umfassender, vielleicht auch menschengemäßer erscheinen als eine ausschließlich naturwissenschaftliche Vergegenständlichung desselben. Kann sie damit aber eine Wissenschaft sein oder wird sie so zu einer para-medizinischen Disziplin bzw. zur Heilkunst?

Für Aristoteles und die auf ihn zurückgehende Wissenschaftstradition gibt es Wissenschaft (episteme) immer nur vom Allgemeinen, während der praktische Umgang mit Einzelnen eine Sache der Kunst (techné) ist. Insofern ärztliche Erfahrung zunächst immer nur Kenntnis von Einzelnen ist und jede Behandlung primär nicht auf die Menschheit als Ganze, sondern auf einzelne Individuen geht, ist und bleibt jede Art von Medizin so gesehen natürlich immer eine Heil-Kunst. Insofern sie dabei nach allgemeinen Regeln verfährt und über die Kenntnis allgemeiner Zusammenhänge verfügt, kann sie unter dieser Hinsicht auch eine Wissenschaft sein.

Allgemeinbegriffe werden aber immer nur durch Abstraktion eines einzelnen von allen übrigen Aspekten eines Gegenstandes gebildet, bzw. indem man bestimmte Ausschritte der Gesamtwirklichkeit besonders hervorhebt und fokussiert. Gleiches gilt nicht nur für allgemeine Begriffe, sondern auch für allgemeine Ideen, Konzepte, Naturgesetze usw. Nun hat unter anderen Hegel gezeigt, dass uns auch ein Einzelnes nie unmittelbar, sondern immer nur vermittelt über Allgemeinbegriffe gegeben ist. Selbst Begriffe wie „dieses“, „hier“, „jetzt“ oder „ich“, mit denen man doch etwas ganz Konkretes und Individuelles zu meinen glaubt, können – ohne sich selbst dabei zu verändern – völlig verschiedene Dinge bezeichnen. So kann „jetzt“ einmal Tag, einmal Nacht, aber auch Mittag oder Abend sein usw. Selbst „ich“ ist, da sich jeder Mensch damit selbst meint, ein so allgemeiner Begriff, dass er nicht geeignet ist, von ihm aus die Individualität eines bestimmten Menschen abzuleiten.

Gerade die Berücksichtigung der Individualität des einzelnen Patienten wird nun aber als eines der wesentlichsten Merkmale der Homöopathie gegenüber der naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizin angesehen. Tatsächlich können jedoch selbst die sonderlichsten Symptome in einer homöopathischen Anamnese gar nicht anders als immer nur mit Hilfe von Allgemeinbegriffen ausgedrückt werden, obwohl natürlich ein durch Lokalisation, Sensation und Modalitäten vervollständigtes Symptom durch die Kombination mehrerer solcher Allgemeinbegriffe insgesamt seltener bzw. weniger wahrscheinlich auch bei einem anderen Patienten anzutreffen ist. Außerdem lassen sich Symptome überhaupt nur dann als auffallend erkennen, wenn sie von den gewöhnlichen, zu erwartenden pathognomonischen Zeichen eines normalen Krankheitsverlaufs unterschieden werden. Auch zur Formulierung eines noch so ausgefallenen Symptoms muss doch stets vom ganzen Menschen abstrahiert werden, da jede Hervorhebung des einen auf Kosten einer Zurückdrängung von anderem geht. Rein begrifflich sind also eine „Durstlosigkeit bei

Fieber“, ein „Verlangen nach Salz“, ein „Glucksen im Ohr“ oder ähnliches von derselben Allgemeinheit und Abstraktheit wie etwa eine (auch der naturwissenschaftlichen Medizin bekannte) Morgensteifigkeit einzelner Gelenke, eine rechtsseitige Migräne oder ein genau bestimmter Hautausschlag.

Der Unterschied zwischen beiden Ansätzen liegt also nicht so sehr in der Individualität versus Allgemeinheit der wahrgenommenen Symptome als solcher, als vielmehr in dem Stellenwert, der den Symptomen im weiteren diagnostischen und therapeutischen Procedere jeweils zugewiesen wird.

In der naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizin wird von wahrgenommenen Symptomen gemäß den allgemeinen Lehren der Pathophysiologie sogleich zu deren vermeintlichen allgemeinen Ursachen weitergegangen. In der Homöopathie verweilt dagegen die Betrachtung bei den Phänomenen als solchen und ordnet diese nach den allgemeinen Regeln ihrer Methodik. In beiden Fällen werden Beobachtungen also in Allgemeinbegriffe gefasst und diese dann nach allgemeinen Gesichtspunkten weiterverwertet – was formal dem Vorgehen der Wissenschaft entspricht. In beiden Fällen ist es allerdings Sache der Kunst, dies so zu tun, dass letztlich die Gesundheit des Patienten daraus resultiert.

An dieser Stelle, nämlich beim Begriff der Gesundheit, zeigt sich aber definitiv, welches Menschenbild dem jeweiligen Heilsystem zugrunde liegt. Wollte man z. B. die medikamentöse Rückführung eines erhöhten Labor- oder Blutdruckwertes bereits als Heilung deklarieren, so könnte dies höchstens im Rahmen einer Betrachtung des Menschen als zwar komplizierte, letztlich aber doch nur biochemisch-physikalische Maschine geschehen. Würde man Gesundheit dagegen als harmonischen Ausgleich sämtlicher Kräfte-Verhältnisse sowohl innerhalb des Menschen als auch zwischen dem Menschen und seiner Umwelt bezeichnen, müsste dazu etwa ein universal-kosmologisches Menschen- und Weltverständnis vorausgesetzt werden, wie es z. B. der Yin/Yang-Lehre der traditionellen chi-

nesischen Medizin (oder der Tridosha-Lehre des Ayurveda) zugrunde liegt. Sieht man Gesundheit allerdings nicht als einen unter vielen labilen Zuständen des menschlichen Körpers an, sondern als relativ stabile bzw. als eigentliche Normalverfassung des Menschen, bei der die Selbstheilungskräfte des Organismus die ständigen Störeinflüsse von außen wie von innen souverän beherrschen, so kann dies nur auf der Ebene teleologischen Denkens verständlich sein. Wo von Selbstheilungskräften und von deren therapeutischer Aktivierung die Rede ist, muss als Ziel dieser Kräfte die Gesundheit des Organismus immer schon mitgedacht werden.

Ein teleologisches Streben eines Organismus nach seiner eigenen Gesundheit lässt sich aber mit naturwissenschaftlichen Begriffen nicht adäquat beschreiben. Sowohl die bei einem Streben implizierten Begriffe wie die Ganzheit, Einheit und Selbsttätigkeit des Organismus als auch Begriffe wie Gesundheit, Krankheit oder Heilung übersteigen eben den Horizont einer Sichtweise, die sich methodisch auf die Erfassung quantifizierbarer und reproduzierbarer Gesetzmäßigkeiten beschränkt. Dies bedeutet aber, dass innerhalb des naturwissenschaftlichen Affirmationshorizontes immer nur ein bestimmter Teilaspekt des Menschen, niemals aber er selbst als Ganzer in seiner Krankheit begriffen werden kann.

Ein teleologisches Verständnis des Menschen, wie es der Homöopathie zugrunde liegt, kann dagegen sämtliche wahrnehmbaren Symptome eines Patienten als Produkt einer grundsätzlich zielstrebigem Auseinandersetzung des Organismus mit Krankheitsreizen auffassen und ihnen damit einen relativen Sinn zugestehen. So gesehen beruhen Krankheitssymptome nicht einfach auf einer zufälligen Entgleisung eines sonst automatisch ablaufenden Mechanismus, sondern zeigen dem Kenner vielmehr an, in welcher Richtung bzw. über welche wahrnehmbaren Durchgangsstadien das Heilungsbestreben des Organismus verläuft. Dass dann natürlich die Selbstheilungskräfte nicht unterdrückt, sondern

unterstützt, das heißt zu ihrem eigentlichen Ziel geführt werden sollten, liegt in der Konsequenz dieses Ansatzes. Was die Natur zwar versucht, mit eigenen Mitteln aber nicht ganz erreicht, bedarf also lediglich der Weiterführung durch die Heilkunst. Dementsprechend werden in der Homöopathie ausschließlich solche Arzneireize verwendet, auf welche der Organismus in ähnlicher Weise reagiert wie auf vorangegangene Krankheitsreize, nur eben stärker und gezielter – um eben die Selbsttätigkeit der Lebenskraft sozusagen aufzurütteln und instand zu setzen, die quasi auf halbem Weg steckengebliebene Heilung zu vollenden.

Es zeigt sich also, dass das Simile-Prinzip innerhalb des beschriebenen teleologischen Menschenbildes durchaus plausibel ist, bzw. logisch wie auch historisch auf diesem beruht. Umgekehrt heißt das aber auch, dass von einem rein naturwissenschaftlichen Menschenbild aus, wie es am Anfang dargestellt worden ist, das Simile-Prinzip als gezielte arzneiliche Anregung der Selbstheilungskräfte eines Organismus nicht verständlich sein kann. Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn in der heutigen Zeit gefordert wird, die Wirkungsweise der Homöopathie „rein naturwissenschaftlich“ zu erklären oder zu beweisen. Ein Verständnis dieses philosophischen Zusammenhangs könnte viel Missverständnis, Enttäuschung und ineffektive Argumentation ersparen, ebenso wie Fehlinvestitionen von finanziellen und personellen Ressourcen.

7. Schlussbetrachtung und Ausblick

Das Menschenbild der Homöopathie unterscheidet sich von dem der rein naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizin in einigen wesentlichen Punkten grundlegend. Während im naturwissenschaftlichen Welt- und Menschenbild – streng genommen – nur jene Aspekte des Menschen vorkommen können, die sich quantifizieren, reproduzieren und gesetzmäßig beschreiben lassen, werden diese im Menschenbild der Homöopathie zwar auch berücksichtigt, aber nur als Momente eines größeren Ganzen. Dadurch, dass die methodischen Beschränkungen des naturwissenschaftlichen Erfahrungsbegriffs nicht absolut gesetzt werden, bleibt hier eine Offenheit der Wahrnehmung auch Phänomenen gegen-

über, die den Horizont des naturwissenschaftlichen Ansatzes prinzipiell überschreiten. So wird der Mensch nicht etwa nur als die Summe seiner materiellen Teile angesehen, sondern als unteilbarer, lebender und somit teleologisch verfasster Organismus, dem vor allen übrigen Lebewesen auch eine ihm eigene geistige Dimension offensteht.

Einer der entscheidendsten Gründe für die Verschiedenheit der beiden gegenübergestellten Menschenbilder ist die Einschätzung der Grenzen des menschlichen Verstandes. So dominiert im Bereich der Naturwissenschaften zweifellos ein allgemeiner Positivismus, der einerseits nur das gelten lässt, was sich naturwissenschaftlich beweisen lässt, andererseits aber grundsätzlich alles für naturwissenschaftlich erforschbar hält und daher die Lösung sämtlicher auf diese Weise bisher ungelöster Probleme auf die Zukunft verweist. Indem man hier dem naturwissenschaftlichen Denken unbegrenzte Möglichkeiten zutraut, reduziert sich damit gleichzeitig der Mensch und seine Welt auf die Kategorien der Naturwissenschaft. So groß und mächtig der menschliche Verstand eingeschätzt wird, so klein und eindimensional wird dadurch der Mensch in seinem ganzen Wesen.

Demgegenüber beruht die Homöopathie gerade auf der Überzeugung Hahnemanns und seiner Nachfolger, dass der menschliche Geist das innerste Wesen dynamischer Krankheiten prinzipiell niemals wird erforschen können, sei es nun naturwissenschaftlich, naturphilosophisch, psychologisch oder dergleichen. Was eine dynamische Krankheit ist, lässt sich für Hahnemann nur aus ihren Äußerungen, also ihren wahrnehmbaren Symptomen erkennen. Der Verzicht auf eine streng naturwissenschaftliche Suche nach der prima causa eines gegebenen Krankheitszustands ermöglicht andererseits aber die Wahrnehmung eines wesentlich breiteren Spektrums an Details von Beschwerden im körperlichen, seelischen und geistigen Bereich. So klein und begrenzt die Reichweite des menschlichen Verstandes hier also eingestuft wird, so groß und reich sowohl an Facetten als auch an Tiefe erscheint der einzelne Mensch schließlich in einer homöopathischen Anamnese.

Diese Dialektik zwischen der Einschätzung des menschlichen Erkenntnisvermögens

und dem daraus resultierenden Menschenbild führt nun zurück zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen. Wenn nämlich, wie zu Anfang dargestellt worden ist, der Mensch beim Entwurf seines eigenen Menschenbildes grundsätzlich nicht festgelegt, sondern frei ist, und dieses wiederum direkt auf sein eigenes Selbst- und Weltverhältnis zurückwirkt, so gewinnt an dieser Stelle die theoretische Erörterung auch eine praktische Bedeutung: Denn je nachdem, wie wir uns selbst verstehen wollen, können und müssen wir uns den Menschen einschließlich seiner kognitiven Fähigkeiten und Grenzen vorstellen. Da es sich hier nicht um ein für allemal feststehende Fakten handelt, erfordert jede Entscheidung zu einer bestimmten Sichtweise eine Anerkennungshandlung, die als menschliche Handlung zudem auch die Dimension der Sittlichkeit impliziert.

Obwohl die Anerkennung eines bestimmten Menschenbildes zwar ein Akt der Freiheit ist, bedeutet dies keineswegs Beliebigkeit. Die Anerkennung sollte nur das anerkennen, was auch ohne und vor ihr schon der Fall ist. Sie sollte eine bestimmte Verfasstheit des Menschen nicht erst stiften, sondern nur erinnern. Sie sollte dem Menschen als Ganzen die Fülle seiner Dimensionen wieder zurückgeben, deren Existenz ihm in den letzten Jahrhunderten durch eine Überinterpretation des Zuständigkeitsbereichs der Naturwissenschaften mehr und mehr bestritten worden ist. Dies hat nichts mit Wissenschaftsfeindlichkeit zu tun. Die Angabe der methodischen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen vor der Verkündung eines Forschungsergebnisses ist für jeden seriösen Naturwissenschaftler vielmehr eine Selbstverständlichkeit, genauso wie die Enthaltung von Spekulationen über Gott, die Welt oder den Menschen im Namen der Naturwissenschaft.

Soviel zum Menschenbild der Homöopathie Hahnemanns aus einer philosophisch-theologischen Perspektive. Im geschützten Rahmen einer Akademie mag man freilich trefflich über das wünschenswerteste Bild vom Menschen nachdenken – wie das Platon in seiner Akademie bekanntlich am Beispiel des idealen Staates vorexerziert hat. In der rauen gesellschaftlichen Wirklichkeit der modernen Demokratie, wo ja kein Philosophenkönig regiert, sondern unentwegt Interessenkonflikte ausgetragen



werden, ist der philosophische Aspekt bei der Lösung eines Problems jedoch immer nur *ein* Faktor unter vielen anderen – und in der Regel keineswegs der entscheidende. Systemtheoretisch gesprochen besteht das System einer Gesellschaft aus verschiedenen Subsystemen, wie politisches System, ökonomisches System, juristisches System, Wissenschafts-System, Bildungs-System, Verwaltungs-System usw., die alle miteinander vernetzt sind und miteinander kooperieren müssen. Um sich innerhalb dieses gesellschaftlichen Geflechts vor der Konkurrenz zu behaupten, muss ein heilkundliches System zum einen von Patienten als plausibel angesehen und angenommen werden, zum anderen aber auch an möglichst viele und mächtige Partner-Subsysteme anschlussfähig sein. Und so können wohl Politiker, Ökonomen, Juristen, Bürokraten, Unternehmer usw. derzeit mit quantitativen Statistiken und Gutachten der naturwissenschaftlich orientierten Medizin mehr anfangen als mit der Zuversicht Hahnemannischer Homöopathen hinsicht-

lich der Weisheit und Güte des Schöpfers, der für jede Krankheit ein Heilmittel verborgen habe, das vom Arzt nur gefunden werden müsse.

So sind es also weniger philosophisch begründete Glaubenssätze, die heutige Entscheidungsträger im Gesundheitswesen überzeugen, als vielmehr die jeweils einflussreichsten profanen Kräfte einer modernen Gesellschaft, die – indem sie zusammen eine Art Kräfteparallelogramm mit daraus resultierendem Summenvektor bilden – für jedes Heilsystem den Ausschlag hinsichtlich seiner Anerkennung ergeben. Während derzeit das mit dem mächtigsten Medizin-System verbundene Menschenbild zwar weltweit dominiert, die Menschen dafür aber einen hohen Preis zu bezahlen haben, steigt mit zunehmendem Bewusstsein seiner Schattenseiten wieder die Attraktivität und Bedeutung von Konzepten wie dem hier dargestellten, das uns Hahnemann in seinen zahlreichen nicht nur medizinischen Schriften hinterlassen hat.

Literatur

- Hahnemann, Samuel: Gesammelte kleine Schriften. Hrsg. von Josef M. Schmidt und Daniel Kaiser. Heidelberg: Haug-Verlag (Thieme), 2001.
Hahnemann, Samuel: Organon der Heilkunst. Neufassung der 6. Auflage mit Systematik und Glossar von Josef M. Schmidt. München: Urban & Fischer-Verlag (Elsevier), 2003, 2006.
Schmidt, Josef M.: Bibliographie der Schriften Samuel Hahnemanns. Rauenberg: Siegle-Verlag, 1989.
Schmidt, Josef M.: Die philosophischen Vorstellungen Samuel Hahnemanns bei der Begründung der Homöopathie. München: Sonntag-Verlag (Thieme), 1990.
Schmidt, Josef M.: Taschenatlas Homöopathie in Wort und Bild. Heidelberg: Haug-Verlag (Thieme), 2001.

Anschrift des Verfassers:

Priv. Doz. Dr. med. Dr. phil.

Josef M. Schmidt

Institut für Geschichte der Medizin

Ludwig-Maximilians-Universität München

Lessingstraße 2

80336 München